

Die Gemeindeschulen der Stadt Basel in den Jahren 1817-1822

Autor(en): Johann Wahrmond Hess

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1884

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/c3279afb-e958-420f-a87c-422fec9cbc7a>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Die Gemeindeschulen der Stadt Basel

in den Jahren 1817—1822.

Von

J. W. Hef.

Die folgende historische Darstellung beruht auf den Akten, welche zum ersten Protokoll der Aufsichtsbehörde der hiesigen Gemeindeschulen, der Inspektion, gehören. Außerdem sind noch andere Berichte, amtliche und nicht amtliche, verschiedener Art benützt worden. Jene Akten enthalten in Bezug auf Persönlichkeiten und Zustände allerlei Bemerkungen und Mittheilungen, welche, oft von ganz individueller Natur, keineswegs den Vorwurf der Schönfärberei verdienen. Sie geben den momentanen Eindruck des eben Angesehenen, Beobachteten und Gehörten wieder und gewinnen auf diese Weise eine Unmittelbarkeit und Frische, welche wir namentlich jetzt mit Dank begrüßen, wo die Reihen derer sich immer rascher lichten, welche uns aus eigener Erfahrung über den Gegenstand zu berichten im Stande sind, den wir zu behandeln uns vorgenommen haben. Wenn heute, nach beinahe 70 Jahren, jene den Akten entnommenen Mittheilungen, welche zunächst nur für den engen Kreis einer aus wenigen Mitgliedern bestehenden Schulbehörde

bestimmt waren, zur Schilderung damaliger Schulzustände benützt werden, so glaube ich dies thun zu dürfen, ohne mich dem Vorwurfe auszusetzen, als verlege ich über dem historischen Interesse die den Persönlichkeiten und den damaligen Einrichtungen schuldigen Pietätsrückichten.

Daß unser städtisches Schulwesen verbessert und auf einen befriedigenden Stand gebracht werde, war seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts der Wunsch und das Streben aller der Männer gewesen, welche von der geläuterten Einsicht des aufwachsenden Geschlechtes eine Neubelebung und eine erspriesslichere politische und soziale Einrichtung unseres ins Stocken gerathenen Staatswesens erwarteten. Männer wie Johannes Bernoulli der Ältere, der große Mathematiker, und später Jsaak Iselin, der für alles Edle und Gemeinnütziges begeisterte Menschenfreund, wendeten einen großen Theil ihrer Thätigkeit den auf die Hebung des Schulwesens gerichteten Bestrebungen zu. Ihren einsichtigen Rathschlägen war es unter der Mitwirkung anderer bedeutender Männer zu verdanken, daß zuerst im Jahre 1729, darauf im Jahre 1760 nicht unwesentliche Umgestaltungen und wichtige Verbesserungen hatten vorgenommen werden können. Der letzte im 18. Jahrhundert der Hebung des Schulwesens gewidmete Versuch, im Jahre 1796, fiel in eine politisch zu ungünstige Zeit, als daß namhafte Änderungen die Folge gewesen wären.

Raum schien nach den Stürmen der Revolutionsjahre und der Helvetik wieder einige Ruhe einzukehren, als auch der Wunsch nach Verbesserung der Unterrichtsanstalten sich neuerdings geltend machte. Zunächst galt diese Absicht der Umgestaltung und Hebung der zwar altehrwürdigen, aber hinter den Anforderungen der Zeit bedenklich zurückgebliebenen Universität. Am 9. Oktober 1805 wurde durch den Großen Rath eine be-

sondere, aus 8 Mitgliedern bestehende Universitätskommission niedergesetzt mit dem Auftrage, „darüber zu berathen und ein Gutachten abzugeben, wie die Universität auf eine den Zeiten angemessene Weise könne eingerichtet und gemeinnütziger gemacht werden.“

Die Kommission beeilte sich mit der Lösung ihrer Aufgabe keineswegs; sei es daß die politischen Zeitumstände der Beschäftigung mit einem auf die Pflege der Wissenschaften gerichteten Gegenstande überhaupt nicht günstig waren, sei es daß die Schwierigkeit der Sache ein längeres Erdauern und Erwägen gebot, genug, es gieng bis zum 17. Mai des Jahres 1813, bis der Kleine Rath der gesetzgebenden Behörde einen auf das Gutachten der Kommission sich stützenden Gesetzesentwurf über die Neugestaltung der Universität vorlegen konnte. Die weitere Entwicklung dieser Umgestaltung, soweit dieselbe die Hochschule angeht, berührt uns hier nicht. Wir haben aber der Sache darum Erwähnung thun müssen, weil durch das Gutachten der Universitätskommission die Frage der Reorganisation der Schulen überhaupt und damit auch der Gemeindefschulen war angeregt worden.

Die Mitglieder der Kommission waren nämlich zu der Überzeugung gelangt, daß mit einer Umgestaltung der Universität allein nicht viel geholfen wäre; „es sollte vielmehr bei der genauen Verbindung der niedern Schulen und der auf sie folgenden, zu höhern Studien vorbereitenden Lehranstalten mit der Universität jenen Schulen nothwendigerweise eine solche Einrichtung gegeben werden, daß von der niedrigsten bis zur höchsten ein angemessener Stufengang im Unterrichte beobachtet und durch zweckmäßige Verbindung der einzelnen Anstalten zu einem wohlgeordneten Ganzen die wohlthätige Absicht des Großen Rathes erreicht werde.“ Auf Grund dieser Anregung wur-

den neue Untersuchungen über die Einrichtung und Umgestaltung der untern und mittlern Schulen angestellt. Das Ergebniß dieser Berathung war ein Gutachten über die Organisation der Stadt-Gemeindeschulen, der Realschule, des Gymnasiums und des Pädagogiums nebst einem Gesetzesentwurfe über die öffentlichen Lehranstalten, welcher am 13. Juni 1817 vom Kleinen und fünf Tage darauf vom Großen Rathe angenommen wurde.

Bei dieser Gelegenheit, wo die Verhältnisse aller unserer Schulanstalten einer eingehenden, auf alle damit im Zusammenhange stehenden Fragen sich erstreckenden Untersuchung unterworfen wurden, war die Prüfung speziell der Gemeindeschulen einer besondern Kommission zugewiesen worden. Ihrem vom 15. Oktober 1817 datirten Berichte entnehmen wir größtentheils die folgenden Angaben.

Für die Knaben bestanden vier, für die Mädchen zwei Gemeindeschulen in der Stadt. Jede Knabenschule bestand aus zwei Abtheilungen, einer Ober- und einer Unterklasse, jene unter dem eigentlichen „Schulmeister“, diese unter einem „Provisor“ stehend. Für die Mädchen gab es nur in Großbasel eine Schule mit zwei Abtheilungen; die Schülerinnen der Kleinen Stadt bildeten eine einzige Klasse. Es mag bei dieser Gelegenheit nicht ohne Interesse sein, die Frequenzverhältnisse aus dem Oktober 1817 zusammenzustellen. Die Knabenschulen wurden besucht:

1. Münster'schule:	Unterklasse	von 67 Schülern		
	Oberklasse	„ 43	„	110 Sch.
2. St. Peter'schule:	Unterklasse	„ 51	„	
	Oberklasse	„ 45	„	96 Sch.
			Übertrag	206 Sch.

Übertrag 206 Sch.

3. St. Leonhardschule			
(zu Barfüßern):	Unterklasse	von 43 Schülern	
	Oberklasse	" 33 "	76 Sch.
4. St. Theodor:	Unterklasse	" 52 "	
	Oberklasse	" 20 "	72 Sch.
	Zusammen		<u>354 Sch.</u>

Zur Vergleichung führen wir an, daß im Mai 1883 die Knabenprimarschulen in 47 Klassen zusammen 2130 Schüler zählten, von denen auf die 32 " in Großbasel 1457 " kamen. " " 15 " in Kleinbasel 673 "

Für die Mädchen-Gemeindeschulen ist uns aus dem Jahre 1817 kein Verzeichniß aufbehalten. Wir besitzen Angaben über die Frequenz erst aus dem November 1819. Damals betrug die Anzahl der Schülerinnen

1. zu Barfüßern:	Unterklasse	87 Sch.	
	Oberklasse	<u>58</u> "	145 Schülerinnen
2. zu St. Theodor			
— angeblich, siehe unten —			<u>40</u> "
	Mädchen Total		185 Schülerinnen
	Knaben		354 Schüler
	In allen Gemeindeschulen		<u>539 Kinder.</u>

Im Mai 1883 waren die Mädchenprimarschulen besucht:

1. Steinenschule:	von	845	Schülerinnen
2. St. Petersschule:	"	736	"
	Großbasel zusammen	"	<u>1581</u> Schülerinnen
3. Kleinbasel:	"	725	"
	Total:	"	<u>2306</u> Schülerinnen.

Wir fügen hinzu, daß die Stadt Basel im Jahr 1817 wenig über 16000 Einwohner zählte.

Schauen wir uns nun zunächst in den Lokalien der Gemeindeschulen um.

Die Knabenschule der Münsterergemeinde besaß für beide Schülerabtheilungen nur ein einziges Klassenzimmer. Dasselbe befand sich auf dem Münsterplatz im Vordergebäude des Gymnasiums links vom Eingange. Mitten in diesem Zimmer stehen noch heute die beiden Säulen, woran sich ehemals die von den beiden Fensterwänden aus amphitheatralisch ansteigenden Schulbänke beider Schülerabtheilungen anlehnten. Der gegen den Münsterplatz gefehrte Theil des amphitheatralischen Raumes war von der Oberklasse, der rückwärts davon gelegene, gegen den Hof schauende von der Unterklasse besetzt. Über das Lokal wird die Bemerkung gemacht, daß die Bestuhlung unzweckmäßig und der Fußboden voller Löcher sei; auch stand die dafelbst untergebrachte Anzahl von 110 Kindern in keinem Verhältniß zur Größe des Zimmers.

Ungesund und feucht waren die beiden Klassen zu St. Peter. Damals diente das heute mit Nr. 2/3 bezeichnete Haus am Peterkirchplatz als Schulhaus. Die Klassenzimmer waren an den Berg angebaut; man stieg eine Treppe tief zu ihnen hinunter.

Die Lokalien der Gemeindeschule zu St. Leonhard lagen auf dem Barfüßerplatz auf dem ehemaligen Areal des Barfüßerklosters, etwa da, wo sich jetzt der öffentliche Durchgang zwischen Kasino und Musiksaal befindet. Nur das Zimmer der Oberklasse der Knabenschule wird „brauchbar“ genannt. Das der Unterklasse war so feucht, daß der Aufenthalt darin auf die Gesundheit von Lehrenden und Lernenden nachtheilig einwirkte. Immerhin war die Knabenschule noch besser daran.

als die Mädchenschule, von der es im Berichte heißt: „Die Schulstube der Unterklasse ist ein feuchtes Loch, wo die Schülerinnen aufeinander gedrängt sind und ein Theil davon wenig oder nichts sieht.“ Auch die Oberklasse war ungesund und viel zu klein; dazu entbehrte sie eines besondern Einganges, was in der anstoßenden, zudem nur durch eine dünne Bretterwand getrennten Unterklasse eine nie enden wollende Störung des Unterrichts verursachte.

Die Schullokalien in Kleinbasel (an der Kirchgasse, gegenüber dem jetzigen Schulhause, 1882 niedergedrückt) waren sämtlich zu klein und mangelhaft beleuchtet.

Den ungenügenden und mangelhaften Lokalien entsprach die äußerst dürftige, sich auf das allernothwendigste beschränkende, veraltete Ausstattung. Die uralte Bestuhlung war defekt, unzulänglich und von schlechter Konstruktion. Die aller-einfachsten Lehrmittel fehlten. Die Wandtafeln waren entweder durchaus ungenügend, oder es waren keine vorhanden. Feuchte, dumpfe und enge Schulstuben, schlechte Bestuhlung, durchgetretene Fußböden, kahle alterstgraue Wände — unmöglich konnten die Kinder Vergnügen an diesen Räumen gewinnen, wo sie zudem noch, unter strenger Zuchttruthe stehend, mit dem ewigen Einerlei des Auswendiglernens ermüdet wurden.

Aus dem Bilde, welches die Expertenberichte und sonstige Aufzeichnungen von den Lehrern und ihrer Lehrweise entwerfen, gewinnen wir einen wo möglich noch traurigern Eindruck von den damaligen Schulzuständen, als von den Notizen über die Lokalien. Der Oberlehrer an der Münstererschule, Kandidat Hagenbach, wird ein durch den alten Schlenndrian ganz verwöhnter Greis genannt, dem die Erhaltung der Schuldisziplin unmöglich und bei welchem daher Zuchtlosigkeit herrschend gewesen sei. Sein Kollege, der Unterlehrer Magister Ernst, ließ seine Schule

in einen so traurigen Zustand der Verwilderung gerathen, daß der Bericht sagt, selbst die geringste Dorfschule habe nicht hinter ihr zurückgestanden. Man stelle sich nun diese beiden Lehrer vor, die in einem und demselben Raume zwei auf verschiedener Stufe stehende Abtheilungen von Schülern unterrichten sollten! Wenn ein solches Verhältniß schon unter tüchtigen, einander in die Hand arbeitenden Lehrern Anlaß zu Übelständen manniqfacher Art bieten würde, wieviel mehr mußte dies in der damaligen Münstererschule der Fall sein, wo zu der gänzlichen Unfähigkeit der Lehrer noch das unkollegialische, ja geradezu feindselige Verhältniß hinzukam, welches sie gegenseitig zum Schaden der Schule unterhielten. Es kam öfter zwischen ihnen zu den ärgerlichsten Ausritten, deren Zeugen dann die Schüler waren. Von der kleinlichen und schikandösen Weise, wie der Streit geführt wurde, giebt folgende Thatsache einen Beweis. Zum Territorium des Oberlehrers gehörte die einzige in das Klassenzimmer führende Stubenthüre. Damit nun nicht ein Schüler der Unterklasse während der Lehrstunde das Zimmer verlasse und seinen Unterricht störe, zog der Oberlehrer mit Kreide einen dicken Strich auf dem Fußboden als Grenze zwischen seinem Gebiete und demjenigen des Unterlehrers und untersagte das Überschreiten dieser Linie bei harter Züchtigung. Wenn nun dennoch ein Knäblein aus der Unterklasse auf den Hof hinaus gehen mußte, so blieb dem Unterlehrer, um seine Schüler vor körperlicher Strafe zu bewahren, nichts anderes übrig, als dieselben zum Fenster hinaus zu lassen und auf demselben Wege wieder ins Zimmer hineinzuziehen.

Der Oberlehrer an der Knabenschule zu Barfüßern, Magister Johann Heinrich Hersperger, war ein rechtschaffener Mann; in frühern Zeiten hatte er das Lob eines geschickten, thätigen und mit Erfolg arbeitenden Lehrers besessen. Im Jahre 1817

aber stand er in einem Alter, das auf seine Leibes- und Geisteskräfte nachtheilig einwirkte. Er war mürrisch, trocken und abschreckend geworden, dazu langsam und schläfrig und selbst beim besten Willen nicht mehr im Stande, seine Schüler in Zucht und Ordnung zu halten und die Menge der Schulverfümmnisse zu hindern. Sein Kollege, der Unterlehrer Heinrich Weiß, war kein unbegabter Lehrer, der vermöge einer durch eigenes Nachdenken gewonnenen Methode mit seinem Unterrichte befriedigende Resultate erzielte. Allein sein Charakter und sein sittliches Verhalten ließen desto mehr zu wünschen übrig. „Leider“, heißt es im Bericht, „ist er voll Schalkheit und Eigendünkel, auch rappelt es in seinem Kopfe; von Schulden ist er ziemlich gedrückt und bisweilen dem Trunk ergeben.“ An einem andern Orte wird über seine „Unstelligkeit“ Klage geführt und ihm vorgeworfen, daß sein Beispiel in moralischer Hinsicht von nachtheiligem Einflusse sei.

Magister Stehelin, früher Pfarrer zu St. Jakob, hatte aus Gesundheitsrücksichten sein Pfarramt gegen den Schuldienst umgetauscht und war „Mädlein-Schulmeister“ zu Barfüßern geworden. Da ihm jedoch das Geschick, eine ganze Klasse miteinander zweckmäßig zu beschäftigen, gänzlich abgieng, so taugte er trotz seinen sonstigen guten Eigenschaften als Lehrer nicht viel. Außer dem Schreibunterrichte wurde in seiner Klasse im allgemeinen wenig geleistet. Da sein Schullokal überdies feucht und ungesund war, so sah er sich wegen fortwährender Kränklichkeit genöthigt, seinen Unterricht häufig zu unterbrechen. Beim Mangel an tauglichen Kräften mußte er sich in solchen Fällen durch „mittelmäßige vicarios“ ersetzen lassen. Er wartete auf die erste Gelegenheit, den Schuldienst wieder gegen ein Pfarramt umzutauschen. Als Lehrer ganz unfähig war auch der Unterlehrer an der Mädchenschule, Kandidat Engler, von

welchem berichtet wird, er habe in seiner Klasse nichts anderes getrieben als etwas Buchstabieren und Lesen. Außer seiner geringen Befähigung wurde er durch sein Nebenamt als Siegrist bei St. Martin wegen Hochzeiten und Leichenbegängnissen öfter als ersprießlich war von seinem Hauptamte abgehalten.

An der St. Peterschule amtierten Magister Euler und Kandidat Euler, Vater und Sohn, jener als Oberlehrer, dieser als Provisor. Beiden fehlte es nicht an Begabung. Wenn ihre Leistungen dennoch hinter den Erwartungen soweit zurückblieben, daß ihr Unterricht nicht nur „mangelhaft“, sondern auch „jämmerlich“ und ihre Methode „unfruchtbar“ genannt wird, so war dies geringe Resultat mehr dem Mangel an gehöriger Anleitung und an äußerer Anregung zuzuschreiben. Die Expertenkommission gab sich wenigstens der Hoffnung hin, beide Lehrer seien noch zu bessern Leistungen zu befähigen.

Dem Oberlehrer an der Kleinbasler Knabenschule, Kandidat Jak. Meyri, fehlte es weder am guten Willen, noch am Eifer. Es wird ihm nachgerühmt, er habe seine Pflichten „con amore“ und mit Gewissenhaftigkeit erfüllt. Allein was hilft aller gute Wille, wenn die pädagogische Begabung mangelt? Der Lehrer besaß weder Kraft noch Muth, weder Lebendigkeit noch die Gabe, seine Gedanken zu entwickeln. Von Natur äußerst schüchtern und verzagt, ertheilte er seinen Unterricht in einem monotonen, weinerlichen Kanzeltone, wie er denn auch gerne als Prediger auftrat und der Kürze seiner Predigten wegen beliebt war. Bei vorkommenden Unordnungen oder bei Ausschreitungen pflegte er larmoyante Strafreden zu halten, wobei er dadurch auf das Gemüth seiner Schüler Eindruck zu machen vermeinte, daß er ihnen vorhielt, sie seien die einzigen Feinde, die er habe.

Da war das Auftreten seines Amtsgenossen, des Provi-

fors Magister Niedtmann, ein ganz anderes: dem mangelte es keineswegs an Lehrgeschick, und er wußte eine gute, aus Militär erinnernde Zucht unter seinen Schülern aufrecht zu halten. Nach der Ansicht der Schulbehörde fehlte ihm aber eben das, was den Oberlehrer auszeichnete, die Berufstreue. Der Bericht meint auch, Niedtmann hätte mehr leisten können, wenn er weniger hohe Begriffe von sich selbst und weniger Vorliebe für militärische Einrichtungen besessen hätte.

Ein ganz absonderlicher Kauz scheint „der Mägdeleinschulmeister der Mindern Stadt“, Namens Scherb, gewesen zu sein, der einzig nicht akademisch gebildete Lehrer unter den übrigen Magistern und Kandidaten. Seines Handwerks ursprünglich ein Modelstecher hatte er den Beruf zu Höherem in sich verspürt und war im Jahre 1803 durch die Protektion irgend eines Gönners zu einem Schulamt gekommen, zum nicht geringen Verdruß begabter und im Schulunterrichte erfahrener Bewerber. Bei ihm war die ganze weibliche Schuljugend Kleinbasels in einer einzigen Schulstube vereinigt. Das will freilich nicht viel heißen; denn wir finden auf dem vom Lehrer im Oktober 1818 vorgelegten Schülerverzeichnisse nur 40 Namen angegeben, von denen 24 der obern, 16 der untern Abtheilung angehörten. Auf einem zweiten, im Februar 1819 angefertigten Verzeichnisse finden sich nur noch 17 Schülerinnen; der Lehrer giebt als Grund an, die 23 übrigen hätten „den Reißaus genommen“. Überdies steht noch bei den Namen von 14 unter jenen 17 Schülerinnen, sie seien fortgezogen oder weggeblieben. Die Schuld dieser auffallenden Erscheinung lag wesentlich am Lehrer. Das Protokoll sagt von ihm, er habe zwar einen „Hochschein“ von Elementarkenntnissen besessen, seine Behandlung des Unterrichtes sei aber alles Ernstes und aller Würde bar gewesen. Der Rechenunterricht war „erbärmlich“, die vom

Lehrer selbst zusammengestellten Diktate waren „gemein und unschicklich“. Das sittliche Verhalten des Lehrers wird auch geradezu ein schlechtes genannt. Darf es uns da verwundern, wenn wir vernehmen, daß viele Eltern ihre Kinder aus der elenden Schule herausnahmen, und daß sie dieselben lieber in die Armenschule im Klingenthal schickten?

Wenn nicht schon aus dem bereits Gesagten hervorgienge, daß der Unterricht dieser Lehrer ein sehr mangelhafter und geringer war, so würde dies durch die Hinweisung auf die Vertheilung der Lehrgegenstände und darauf, was die Woche über in den Gemeindeschulen getrieben wurde, noch deutlicher hervortreten. Manche Lehrer banden sich an gar keinen festen Stundenplan, sondern vertheilten die Unterrichtszeit jeweilen nach eigenem Ermessen. Auch da, wo Stundenpläne vorhanden waren, ließ doch ihre Einrichtung Vieles zu wünschen übrig.

In den Gemeindeschulen betrug die wöchentliche Schulzeit 19 Stunden. Davon fielen 11 auf die Vormittage, und zwar auf Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag und Samstag je 2 (von 8 bis 10), auf Dienstag nur eine Stunde (von 9 bis 10). Zu jenen 11 Vormittagsstunden kamen noch 8 Nachmittagsstunden am Montag, Dienstag, Mittwoch und Freitag von 1 bis 3 Uhr hinzu. Daß an den Dienstagen die Schule von 8 bis 9 ausfiel, geschah, weil Schüler und Lehrer die auf diese Stunde fallende Wochenpredigt zu besuchen verpflichtet waren. Überhaupt war, um dies hier einzuschalten, die persönliche Anwesenheit bei jedem Gottesdienste, später allerdings auf die Sonn- und Feiertage beschränkt, aber immerhin mit der Beaufsichtigung der Jugend verbunden, welche in der Kirche ihren besondern Platz hatte, eine sehr lästige Verpflichtung für die Gemeindeschullehrer. Die Herren Geistlichen pflegten auch, einzelne Ausnahmen abgerechnet, die Anwesenheit der Lehrer beim Gottesdienste

mit scharfem Blicke zu kontrolliren und vorkommende Absenzen zu rügen. Diese Verpflichtung der Theilnahme am Gottesdienste wurde nach und nach weniger scharf geltend gemacht und schließ ums Jahr 1850 ganz ein.

Wir wollen uns mit Zugrundelegung des Stundenplanes der Oberklasse der Münsterschule — die Pensen der übrigen Schulen mögen ähnlich eingerichtet gewesen sein, wenn überhaupt welche bestanden — vergegenwärtigen, was die Woche über in den Schulen getrieben wurde. Auf die Vormittagsstunden war hauptsächlich das „Abhören“ aus dem Nachtmahlbüchlein verlegt. Nur als Ausnahme kam zu jener Zeit das Lesen aus der Hübner'schen Historie oder aus Kochows Kinderfreund vor. Sechs Nachmittagsstunden wurden mit „Schärfung der Federn“ und Anleitung zum Schönschreiben zugebracht. Die beiden letzten Nachmittagsstunden der Woche waren dem Rechnen gewidmet; da wurde das Einmaleins abgehört oder vielmehr nach demselben stätig wiederkehrenden Rhythmus und in geisttödtender Monotonie abgeleiert und daneben etwas Kopfrechnen getrieben.

In den Knabenschulen kamen zu den 19 regelmäßigen, für alle Schüler obligatorischen Stunden noch 6 Extrastunden hinzu, welche des Vormittags von 10 bis 11 Uhr gegen eine besondere Gratifikation an den Lehrer von Freiwilligen besucht wurden. Diese Stunden waren wechselsweise dem Schreiben und dem Lesen (von deutscher und lateinischer Schrift) gewidmet.

Es ist auffallend, wie das der Oberklasse der Münsterschule vom Jahre 1817 entnommene Pensum so völlig dem schon 200 Jahre vorher den Gemeindefschullehrern vorgeschriebenen Stundenplane gleicht. In der „Ordnung der teutschen Schul zu Barfussern in Basel“ vom Jahre 1621 finden wir nämlich in dem 5. Abschnitte, welcher „von den Lehrknaben des

Schulmeisters, was sie durch die ganze Woche thun sollen“, handelt, gleichfalls 19 Stunden wöchentlich angegeben, die meistens der lectio, d. h. dem Hersagen aus dem Katechismus, den Psalmen oder dem Neuen Testament eingeräumt sind. Auch in jenem Stundenplane fallen 2 Nachmittagsstunden aufs Rechnen. Der einzige nennenswerthe Unterschied zwischen den beiden Stundenplänen besteht darin, daß 6, ehemals auf „gebet, sonderlich auß dem Psalter“, auf Katechismus und Gesang verwendete Stunden später, allerdings mit Preisgebung des Gesanges, dem Schreiben hatten Platz machen müssen, und daß zu den 19 obligatorischen noch 6 Extrastunden hinzugekommen waren. Gewiß ein für einen Zeitraum von zwei Jahrhunderten verschwindend kleiner Fortschritt!

Es wurde also in den Gemeindeschulen herzlich wenig gelernt, wiewohl auf das Lernen im eigentlichen Sinne, auf das mechanische Auswendiglernen von meist unverstandenem Gedächtnißfram, viel kostbare Zeit verwendet ward. Auf die Belegung dieses Stoffes wurde nicht gesehen, und so blieb derselbe wie ein todtes Kapital unfruchtbar vergraben. Für die Knaben war aber doch die Möglichkeit geboten, nach Absolvirung der Gemeindeschule im besser organisirten Gymnasium die Lücken des Wissens und Könnens auszufüllen und Versäumtes nachzuholen. Diese Möglichkeit war den Mädchen gänzlich abgeschnitten. Es bestand nämlich noch keine für Mädchen aller Stände bestimmte Mittelschule. Wohl war auf Anregung der Gemeinnützigen Gesellschaft im Jahre 1812 die Töchterschule ins Leben gerufen worden; allein das hohe Schulgeld von monatlich 5 Franken alter Währung schloß die Töchter weniger bemittelter Eltern von vorn herein vom Besuche dieser Anstalt aus. Als es sich im Jahre 1818 um die Umgestaltung der Mädchengemeindeschulen handelte, bedauert das Gut-

achten besonders, daß die Mädchen sich nolens volens mit den wenigen Lehrgegenständen, die in ihren Schulen vorkämen, begnügen müßten. Zwar wären diese, wie der Bericht meint, für manche Schülerinnen hinreichend, wenn der Unterricht zweckmäßig erteilt würde. Für alle diejenigen aber, welche Lust und Fähigkeit zu weitem Fortschritten besäßen, seien die Lehrgegenstände viel zu kurz bemessen.

Außer diesen Übelständen lasteten noch andere Mängel schwer auf den Gemeindeschulen. Hieher gehört in erster Linie die Zuchtlosigkeit der Jugend, worüber in allen Berichten die bittersten Klagen geführt werden. „Mit der Schulzucht“, heißt es zum Beispiel, „steht es in allen Gemeindeschulen so traurig, daß es der kräftigsten und durchgreifendsten Maßregeln bedarf, um die verwahrlosten Kinder aus ihrer moralischen Versumpfung herauszuziehen.“ Ist es nicht auffallend, daß trotzdem, oder eher weil damals die Jugend für die geringsten Übertretungen und Vergehen den empfindlichsten körperlichen Züchtigungen der Lehrer ausgesetzt war, diese Klagen über Zuchtlosigkeit so laut wurden? Die Zucht oder die Zuchtlosigkeit der Schüler wird allein bedingt durch die Persönlichkeit und den Charakter des Lehrers. Es giebt Lehrer, welche selten oder nie eine eigentliche Strafe verhängen müssen und dennoch die beste Ordnung unter ihren Schülern zu halten vermögen, während andere es mit allen möglichen Disziplinar Mitteln nie dazu bringen, daß ihre Schüler wissen, was Ordnung und gute Gewöhnung heißt. Zur Hebung der Zucht und Ordnung unter der damaligen Schuljugend trug allerdings auch nicht bei, daß der hochbeinige hölzerne Esel, auf dessen scharfkantigen Rücken gewisse Übelthäter zur Strafe gesetzt und öffentlich zur Schau ausgestellt wurden, nach seiner Entfernung vom Kornmarkt, woselbst er früher neben der Schandsäule beim Brunnen seinen

Platz gehabt hatte, auf den Barfüßerplatz zum rechten Gaudium und zur Augenweide der Kinder unmittelbar vor die Fenster der Schule war hingestellt worden.

In zweiter Linie lag der Schulbesuch im Argen. Die Berichte klagen, die Menge der Versäumnisse sei zahllos; das Zuspätkommen scheine zur Regel, nicht zur Ausnahme zu gehören. Namentlich wird der liederliche Schulbesuch der vor der Stadt auf den herrschaftlichen Gütern wohnenden „Lehenkinder“ hervorgehoben. „Im Frühjahr“, heißt es wörtlich im Schulberichte eines Lehrers, „haben sie auf dem Feld ihre Geschäfte, im Sommer Heuet und Arnt, im Herbst s. v. Rüh zu hüten.“ Der Umstand, daß auch sonst noch über das Viehhüten im Herbst, wodurch der Schulbesuch vieler Schulkinder unterbrochen werde, häufige Klagen vorkommen, deutet auf die noch mehr ländliche als städtische Lebensweise mancher Stadtbewohner hin. Ferner wird bei der Klage über die Schulversäumnisse besonders hervorgehoben, daß gerade diejenigen Schüler, für welche das Schulgeld aus den fiscis, d. h. aus dem Armengute der Kirchengemeinden, bezahlt wurde, die allerfaumseligsten gewesen seien.

Außer der Zuchtlosigkeit und den Schulversäumnissen wird noch das „Überlaufen aus einer Schule in die andere“ ohne Anzeige und das „zur Mode gewordene“ gänzliche Wegbleiben aus der Schule ohne Abschied als Benachtheiligung des regelmäßigen Unterrichtes bezeichnet.

Wenn wir den Gründen nachforschen, wodurch die städtischen Gemeindeschulen auf einen so tiefen Stand heruntergesunken sind, daß man wenigstens einzelne derselben, wie wir gesehen haben, mit einer schlechten Dorfschule auf gleiche Linie stellte, so haben zu diesem Verfall mancherlei Ursachen zusammengewirkt. Vor allem glauben wir die Unkenntniß der Lehrer mit allem dem, was an andern Orten geschah, und ihr Miß-

trauen gegen alles, was von auswärts herkam, anführen zu sollen. In den Schulen herrschte der am Hergebrachten klebende, jeder Neuerung sich verschließende Schlendrian. Von den Fortschritten auf dem Gebiete des Unterrichtswesens und von den Männern, welche besonders seit der Mitte des 18. Jahrhunderts immer lauter und energischer die natürliche Entwicklung des Zöglings gefordert und im Gegensatze zum todtten Gedächtnißfram und zur einseitigen materialen Bildung das formale und das praktische Ziel des Unterrichtes in den Vordergrund gestellt hatten, war in die hiesigen Gemeindeschulen vielleicht kaum ein Ton gedrungen. Dadurch geriethen die Lehrer in eine Einseitigkeit, welche, gepaart mit Eigendünkel und Selbstüberschätzung, auf ihre Amtsführung und auf ihren Charakter nicht anders als nachtheilig einwirken mußte. Kein Lehrer hatte ferner weder in seiner Vaterstadt noch anderswo eine auf seinen Beruf vorbereitende Ausbildung empfangen. Bei manchen gieng das eigene Wissen nicht über ein ganz bescheidenes Maß hinaus. Von irgend einer Anleitung, wie der Lehrer es anzustellen habe, um die Kenntnisse und Fertigkeiten auf einfache und faßliche Weise andern, speziell einer ganzen Schulkasse von Kindern und Anfängern, beizubringen, war keine Spur vorhanden. Ebenjowenig dachte einer an Weiterbildung; die wenigsten fühlten das Bedürfniß, das ausgetretene Geleise des hergebrachten Schlendrians zu verlassen und andere Bahnen einzuschlagen. So verknöcherten und erstarrten die Lehrer. Vom dürren und erstorbenen Holze aber kann kein frischer Trieb und kein neues Leben ausgehen.

Dazu kam, daß sich der Lehrer in starrer Abgeschlossenheit hielt, und daß er selbst mit seinen nächsten Kollegen wenig oder gar keinen Umgang und Verkehr pflegte. Genährt durch große und auffallende Ungleichheit in der Besoldung, entstand

auf diese Weise ein unfreundliches, unkollegialisches Verhältniß, das der Schule keineswegs zum Vortheil gereichte. Jeder glaubte, genug zu thun, wenn er seinen Unterricht nach eigenem Gutdünken einrichtete. In dieser Einseitigkeit wurde die Lehrerschaft noch bestärkt durch den Mangel an äußerer Anregung und Belehrung; es fehlte ihr die Ermunterung und Ermuthigung durch ein von irgend einer sachverständigen Seite ausgehendes Urtheil. Der Schulmeister mochte sehen, wie er zurechtkam; er war ganz auf sich selbst angewiesen und hatte niemanden, den er um Rath angehen, keinen, an den er sich in zweifelhaften Fällen wenden konnte. Zwar waren die Geistlichen von Amtes wegen die „Auffeher und visitatores“ der Gemeindeschulen. Nicht alle besaßen aber ein Interesse für die Schule; es wird geklagt, die Herren Geistlichen hätten fast niemals den Fuß hinein gesetzt und meistens nur vom Hörensagen gewußt, was darin vorgieng.

Bei diesem Zustande der Schulen ist es nicht zu verwundern, wenn von Seite des Gymnasiums laute und wiederholte Klagen wegen unzulänglicher Vorbereitung der Schüler erhoben wurden. Wer es auch irgend vermochte, schickte seine Kinder in Privatschulen oder ließ ihnen wenigstens neben der Schule Privatunterricht erteilen. Von den Privatschulen welche den öffentlichen Unterrichtsanstalten mit Erfolg Konkurrenz machten, erwähnen wir die von Professor Christoph Bernoulli, welche allerdings über den Rahmen einer Elementarschule weit hinausgieng und eher unserer heutigen Realschule entsprach, ferner die Hopfische Schule, sodann die von den Angehörigen der Brüderversocietät besuchte Schule im Ringgäßchen, ebenso die noch in sehr bescheidenen Frequenz-Verhältnissen sich bewegende katholische Schule und endlich die Privatschule des Magisters Heinrich Münzinger, eines Mannes, von welchem später noch die

Rede sein wird. Die Armenschule im Klingenthal ist oben erwähnt worden. Für die Mädchen aber bestand außer der Töchterschule keine einzige Privatschule, und es kann gesagt werden, daß damals weitaus die größte Anzahl der Mädchen heranwuchs, ohne einen ordentlichen Schulunterricht zu genießen.

Aus diesem in jeder Hinsicht unerquicklichen Zustande sollten nun die Gemeindeschulen herausgehoben und in eine Verfassung gebracht werden, welche den Ansprüchen der Zeit an eine Schule und der Bedeutung einer Stadt wie Basel besser entsprach. Pestalozzi stand damals auf der Höhe seines Ruhmes; sein Name war im Munde aller, welche der Hebung und Förderung des Jugendunterrichtes ihr Interesse zuwandten; der Ruf seiner Anstalt in Yverdon war weit über die Grenzen des Vaterlandes hinausgedrungen, und von überall her kamen Männer der Schule und Laien herbei, um die auf neue Ideen und Erfahrungen gegründete Methode seines Unterrichtes an Ort und Stelle kennen zu lernen. Dem von Pestalozzi empfohlenen und von ihm angewandten Lehrverfahren sollte nun auch in Basel Eingang verschafft und der Unterricht namentlich in den Elementarschulen nach den Forderungen seiner gepriesenen Methode eingerichtet werden.

Wenn wir den Zustand der Schulen, wie er oben ist geschildert worden, ins Auge fassen, so wird man zugestehen müssen, daß die beabsichtigte Umwandlung keine leichte Sache gewesen ist. Um so größerer Dank gebührt daher allen jenen Männern, von denen die Anbahnung einer zweckmäßigeren Schuleinrichtung trotz den unendlich vielen persönlichen und sachlichen Schwierigkeiten ausgegangen ist, welche sich ihrem Unternehmen von allen Seiten hemmend in den Weg gestellt haben. In erster Linie verdient unter den Bahnbrechern eines neuen Zustandes Bürgermeister Heinrich Wieland genannt zu werden,

welcher trotz der Besorgung vieler und wichtiger Staatsgeschäfte, wodurch er sich nicht nur um seinen engern Kanton, sondern um das ganze Vaterland große Verdienste erwarb, seine Muße mit Vorliebe dem Erziehungswesen gewidmet hat. Mit ihm vereint arbeiteten an der Aufgabe die Appellationsräthe Abel Merian und Samuel Kyhiner, die Professoren Joh. Friedr. Miville und Daniel Huber, Deputat Germ. LaRoche, die Pfarrer Fäsch und Simon LaRoche und Erziehungs Rath Balthasar Thurneysen. Es wäre aber ein Unrecht, wenn wir neben diesen Baslern nicht auch des Thurgauers Rudolf Hanhart rühmend gedächten. Dieser Mann, energischen und lebhaften Charakters, war mit den Fortschritten auf dem Gebiete des Unterrichtswesens vertraut und von den neuen Ideen begeistert. Er hatte sich zuerst als Lehrer an der neugegründeten Aarauers Kantonschule, später als Leiter einer von ihm ins Leben gerufenen Lateinschule in seiner Vaterstadt Dießenhofen, wohin er als Pfarrer war berufen worden, den Ruf eines geschickten Pädagogen und eines organisatorischen Kopfes erworben. Als im Jahre 1817 der bisherige Rektor des Gymnasiums, Prof. Fr. Miville, das von ihm mit Auszeichnung bekleidete Rektorat niederlegte, um eine theologische Professur an der Universität zu übernehmen, richteten sich die Blicke der Behörde auf Hanhart. Entgegen der bisher bestehenden Übung, welche nur Bürger zu Ämtern zuließ, wurde der Thurgauer als Rektor nach Basel berufen und sofort als Fachmann und thätiges Mitglied der mit der Umgestaltung des Schulwesens beauftragten Kommission beigegeben. Er ist der erste in der langen Reihe der Männer gewesen, welche seither aus dem Osten unseres Vaterlandes als Lehrer nach Basel gekommen, und denen unsere Schulen für mannigfache Erfrischung und Belebung zu hohem Danke verpflichtet sind. Wochte

auch Hanharts dem bisherigen Herkommen zuwiderlaufende Berufung an eine einflußreiche und hervorragende Stelle und sein weder die Sache noch die Person schonendes Urtheil, verbunden mit einem entschiedenen und durchgreifenden Auftreten, namentlich in den Kreisen der Lehrerschaft manchen Anlaß zu Mißstimmung und Unzufriedenheit darbieten, so verdient doch heutiges Tages der weite Blick und die Unbefangenheit der Regierung, welche einen tüchtigen, allseitig gebildeten Pädagogen an den ihm gebührenden Platz stellte, und das viele Gute, das durch Hanharts Anstoß in unsern Schulen Eingang gefunden hat, mit Anerkennung hervorgehoben zu werden.

Zunächst wurde im Jahre 1817 durch Entlassung des Provisors an der Münsterschule und durch räumliche Trennung der bisher vereinigten Knabenklassen daselbst ein erster Schritt zur Verbesserung des Zustandes wenigstens einer Schule gethan. Auf Hanharts Empfehlung hin erhielt ein junger Thurgauer Namens Joachim Schneider, der sich unter seiner Anleitung zum Lehrer ausbildete, die erledigte Schulstelle. Es gelang dem neuen Lehrer in kurzer Zeit, die verwilderte Schulpjugend an bessere Sitte und Zucht zu gewöhnen und durch die anregende und ansprechende Methode seines Unterrichts schöne Erfolge zu erzielen und sich die Liebe der Kinder und das Zutrauen der Eltern in hohem Grade zu erwerben. Es meldeten sich bald sovieler Schüler für seine Klasse, daß bei weitem nicht alle konnten aufgenommen werden; zudem weigerten sich viele Eltern, ihre Kinder aus der Unter- in die Oberklasse versetzen zu lassen, indem sie geltend machten, die Schüler würden daselbst doch wieder alles, was sie in der Unterklasse gelernt hätten, vergessen.

Diesem Übelstande konnte nur durch Entfernung des bejahrten Oberlehrers abgeholfen werden. Die Spezialkommission

deutete auch auf eine solche Maßregel hin, wenn sie den Grundsatz aussprach, „daß ein Mann, der im Schulstaub grau geworden sei, aus demselben erlöst zu werden verdiene, ehe er selbst in Staub zerfalle.“ Allein die Entlassung eines auf Lebenszeit angestellten Lehrers gieng damals nicht so geschwind von statten. Man pensionirte zu jener Zeit nicht so leicht den Kaufes, und so blieb denn der Übelstand wohl oder übel noch eine Zeitlang bestehen.

Um aber doch einen Fortschritt zum Bessern auch in den übrigen Schulen anzubahnen, griff die Schulbehörde den Gedanken auf, den Lehrern eine theoretische, auf die Verbesserung ihrer Methode abzielende Anleitung ertheilen zu lassen und sie durch die Abhaltung eines besondern Kurses in die Pestalozzische Lehrweise einzuführen. Mit der Leitung des Kurses wurde der oben genannte Lehrer Joachim Schneider betraut. Er erhielt den Titel Instruktor, und es wurde ihm für seine Bemühung eine jährliche Gratifikation von 200 Franken zugesichert. Sei es, daß der Name eines Instructors denn doch einen etwas gar zu militärischen Beigeschmack hatte, sei es, daß die Lehrer sich von der fremden, durch einen Fremden vorgetragenen neuen Weisheit wenig Gutes versprachen, genug, die Abhaltung des Kurses wurde in den Lehrerkreisen keineswegs mit Begeisterung aufgenommen. Die einen verbateten sich überhaupt „alle Einweihung in das Pestalozzische Wesen“; die andern sagten, sie seien zu alt, um zum zweiten Male in ihrem Leben in die Schule zu gehen. So zählte der Kurs, der im Februar 1818 seinen Anfang nahm, nur vier regelmäßige und mit Interesse folgende Theilnehmer. Zur Aufmunterung wurde jedem von ihnen, sobald in seiner Schule wenigstens ein Fortschritt zum Bessern wahrnehmbar wurde, eine Remuneration von 20 Franken zuerkannt, während ein fünfter, der sich am

Kurse sehr nachlässig und unregelmäßig betheiligt hatte, leer ausging. Als die Lehrer mit der Methode hinlänglich vertraut schienen, wurden auch Studierende und solche, die sich dem Lehrerberufe widmen wollten, zur Theilnahme am Kurse eingeladen.

Eine der wichtigsten und folgenreichsten Veränderungen für unser gesamtes Schulwesen, welche in dieselbe Zeit fällt, war aber die Aufstellung von Behörden, die sich ganz besonders die Aufsicht über die Schulen, den Lehrgang, die Lehrer und ihre Unterrichtsweise und über die ganze Organisation der Unterrichtsanstalten zur Aufgabe machen sollten. Denn man hatte die Überzeugung gewonnen, daß der wenig befriedigende Zustand des Schulwesens nicht zum kleinsten Theile in dem Mangel an einer leitenden Behörde und an einer eingehenden, mit Einsicht und Wohlwollen vorgenommenen Beaufsichtigung zuzuschreiben sei. Diesem Mangel wurde nun durch Aufstellung eines Erziehungsrathes und einer besonderen Spezialaufsichtsbehörde oder einer Inspektion für jede Schule eine Ende gemacht. Der am 19. Juni 1818 durch den Großen Rath gewählte Erziehungsrath bestand aus 13 Mitgliedern (4 Kleinräthen, 3 Großräthen, 3 Professoren der Universität und 3 Mitgliedern aus der Bürgerschaft, darunter 2 Geistliche). Präsident wurde Bürgermeister H. Wieland. Nachdem der Erziehungsrath sich konstituiert hatte, wurden von ihm am 25. Juni desselben Jahres die einzelnen Inspektionen bestellt. Derjenigen der Gemeindeschulen, bestehend aus den H. H. Deputaten LaRoche, Pfarrer Fäsch (seit 1821 Pfr. LaRoche) und Erziehungsrath Balth. Thurneysen, wurde anfänglich auch die Aufsicht über die Töchterschule übertragen. Außerdem sollten noch die sämtlichen Geistlichen jeder Pfarrgemeinde die unmittelbare Aufsicht über die zu ihrer Gemeinde gehörende Ele-

mentarschule ausüben und besonders den regelmäßigen Schulbesuch der Kinder, sowie den Fleiß und die Berufstreue der Lehrer überwachen.

Wenn wir die organisatorischen Arbeiten der neuen Schulbehörden, insbesondere der Gemeindeschul-Inspektion, ins Auge fassen, die häufig sich folgenden Schulbesuche, die Schulprüfungen, die anfangs äußerst zahlreichen Sitzungen, die eingehende Untersuchung einer Menge von besondern Fällen, welche klares Urtheil und taktvolles Vorgehen erheischten, wenn wir die Gutachten und Berichte ansehen, die Sorge für die Beschaffung tauglicher Lokalien, Lehrmittel und Lehrer in Betracht ziehen, so gewinnen wir den Eindruck, daß diese Männer nicht nur mit Verständniß ihre Aufgabe erfaßt, sondern daß sie sich deren Lösung mit aller Gewissenhaftigkeit und Hingebung haben angelegen sein lassen. Wir werden ihren umgestaltenden Arbeiten auch da unsere Anerkennung nicht versagen, wo wir uns mit den von ihnen getroffenen Einrichtungen nicht einverstanden erklären können.

Aus der den Gemeindeschulen erteilten Organisation heben wir als die wichtigsten Punkte folgende hervor.

In den Schulen sollte nur wenig, dieses wenige aber vollständig, gründlich und nach einer erfahrungsgemäß zweckmäßigen Methode gelehrt werden. Über der Entwicklung und Übung der Geisteskräfte sollte die Gewöhnung an Zucht, Ordnungsliebe, Sittsamkeit und regelmäßige Thätigkeit nicht außer Acht gelassen werden.

Die Unterrichtszeit wurde in den Unterklassen der Knabenschulen auf 26, in den Oberklassen auf 28 Stunden wöchentlich erhöht und der Besuch aller Stunden für sämtliche Schüler verbindlich gemacht. Die Schulstunden fielen auf Vormittag von 8—11 und Nachmittag von 1—3 Uhr. Die Schulferien

dauerten im Ganzen 4 Wochen; davon fielen 14 Tage hintereinander auf die Hundstage im Sommer; die übrigen Ferientage, mit Ausnahme dreier Tage zur Fastenzeit, waren verzelte ganze oder halbe Tage.

Die in die Gemeindeschulen eintretenden Knaben sollten das fünfte Altersjahr zurückgelegt haben. Der Kurs war für die später ins Gymnasium übertretenden Schüler auf zwei, für die übrigen Schüler auf drei Jahre berechnet.

Unter den Unterrichtsgegenständen finden wir außer den Elementarfächern des Lesens, Schreibens und Rechnens in der Oberklasse die Elemente der deutschen Sprachlehre, ja sogar die Paradigmata und Konjugationen der lateinischen Sprache als Einleitung zum Sprachunterrichte aufgezählt, eine Forderung, die indessen in ihrem ganzen Umfange unmöglich lange durchzuführen war. Doch erinnert sich der Schreiber dieser Zeilen aus seiner Jugendzeit, daß noch ums Jahr 1833 und 1834 in der obern Klasse der Gemeindeschule am Steinenberg die lateinische Deklination durchgenommen und daß einmal ein Schüler gestraft wurde, der das Adjektiv *omnis*, *omne* nicht dekliniren konnte.

Von obligatorischen Lehrmitteln sollte zunächst eine Bibel und ein deutsches Lesebuch ausgearbeitet werden. Die Ausarbeitung des letztern wurde Rektor Hanhart übertragen, zog sich aber durch mehrere Jahre hin und gab wegen des Kostenpunktes Anlaß zu vielfachen Erörterungen. Dem deutschen Lesebuche sollten einige Bogen für die deutsche und lateinische Grammatik angeheftet werden.

Unter den obligatorischen Lehrmitteln wird besonders die Pestalozzische Einheitstabelle hervorgehoben.

Den Lehrern wird die regelmäßige Führung von Absenzlisten und die Aufzeichnung von Notizen für Fleiß und Betragen

zur Pflicht gemacht. Besonders strafbare Vergehen sollten ungesäumt dem Gemeindepfarrer zur Anzeige gebracht werden.

In Gegenwart der Gemeindegewaltigen und der Mitglieder der Schulinspektion sollte alle Halbjahre eine Schulprüfung abgehalten werden. Bei der alljährlich vorzunehmenden Beförderung aus der untern in die höhere Klasse, sowie bei der Entlassung aus der Schule sollte nicht auf das Alter, sondern auf den Fleiß und die Fähigkeit der Schüler Rücksicht genommen werden.

Statt des bisher alle Quartale, frohnfastenlich, bezahlten „Schullohnes“ wurde ein monatliches Schulgeld von 6 Batzen für die Schüler der untern, von 7½ Batzen für die der obern Klasse eingeführt und zugleich die Verfügung getroffen, daß damit die bisher üblichen Geschenke an die Lehrer zum Namenstag, zur Messe und zum neuen Jahr gänzlich abgestellt sein sollten. Damit im Zusammenhange stand die Regelung der Besoldung der Lehrer überhaupt. Es hatte bisher darin je nach den einzelnen Gemeinden und je nach der Schülerzahl eine solche Ungleichheit geherrscht, daß dadurch Anlaß zu beständiger Unzufriedenheit und zu scheelsüchtigen Vergleichen geboten war. Auch stand je nach dem Preise von Korn und Wein, welche Naturalgaben dem Lehrer nach einem Durchschnittswerthe als ein Theil der Besoldung angerechnet wurden, in dem einen Jahre das Einkommen höher oder geringer als in einem andern, was ebenfalls Anlaß zu beständigen Klagen bot. Deshalb wurde die in Naturalgaben, beziehungsweise deren Werth bestehende Besoldung aufgehoben und dem Lehrer ein Fixum vom Staate ausgesetzt, das für den Oberlehrer auf 600 Fr., für den Unterlehrer auf 500 Fr. festgesetzt war. Daneben bezog der Lehrer das Schulgeld und hatte freie Wohnung oder in deren Ermanglung eine Entschädigung

von Fr. 80 bis 100. Das Einkommen der Lehrer betrug, die Entschädigung für Wohnung abgerechnet, Fr. 1000 bis 1200. Dazu kam dann noch das zur Wohnung gehörende Holz.

Eine Hauptaufgabe blieb außer dem allem die Anstellung tüchtiger Lehrer. Die Entlassung der ältern Lehrer zog sich bis ins Jahr 1821 hinaus. An ihre Stelle traten jüngere, strebsame Männer, welche die Schulen bald auf einen gedeihlichern Stand zu bringen verstanden, und die zum Theil bis in die neuere Zeit im Segen an unsern Schulen gewirkt haben. Hand in Hand damit gieng die Erstellung neuer Schulgebäude, zu St. Peter, am Steinenberg und im Lustgäßchen. Wenn auch diese Schulhäuser keineswegs als Musterbauten gelten konnten, sondern wenn sie in vielen und wichtigen Stücken den Stempel einer allzuweit getriebenen Sparsamkeit an sich trugen, so war doch durch den Bau der neuen Schullokalitäten den frühern gegenüber ein bedeutender Fortschritt zum Bessern gemacht worden.

Nachdem die Knabenschulen soweit geordnet waren, schritt man zur Reorganisation der Mädchenschulen. Erwünschten Anlaß zu deren Umgestaltung bot die im Jahre 1821 erfolgte Berufung des Oberlehrers zu Barfüßern zum Pfarrer nach Kleinhünningen. Als Grundsatz wurde für die neuen Mädchenschulen die Anstellung eines tüchtigen Lehrers, ferner die Aufnahme des Unterrichts in den Handarbeiten und damit die Anstellung einer gebildeten Lehrerin aufgestellt. Jede Mädchenschule sollte 2 Klassen, eine untere und eine obere, enthalten. Lehrer und Lehrerin sollten sich in den Unterricht dergestalt theilen, daß der Lehrer des Vormittags von 8—11 in der obern, des Nachmittags von 1—4 Uhr in der untern Klasse, die Lehrerin ihrerseits Vormittags in der untern, Nachmittags in der obern Klasse beschäftigt sei. Dadurch erhielt der Lehrer 33, die Lehrerin 31 Stunden wöchentlich, die Schul-

Kinder aber ebenfalls 33, darunter nicht weniger als 16 (beziehungsweise 15) Arbeitsstunden, was bei aller Hochachtung gegenüber diesem Theil des Mädchenunterrichtes des Guten doch etwas zu viel war. Die fixe Befoldung des Lehrers wurde auf Fr. 800, die der Lehrerin auf Fr. 300 angesetzt; das Schulgeld der Kinder, wovon sich Lehrer und Lehrerin theilen sollten, auf 4½ Batzen in der untern, 5½ Batzen in der obern Klasse. Der Lehrer wurde somit im Einkommen dem Oberlehrer an der Knabenschule gleichgestellt.

Dies die bedeutendsten Änderungen. Es wurde die Errichtung von vier Mädchen-Gemeinschaftsschulen in Aussicht genommen; vorläufig kamen jedoch nur drei zur Ausführung, die zu St. Peter, am Steinenberg und in Kleinbasel. Zu St. Peter und am Steinenberg wurden gemeinschaftlich mit den Knabenschulen neue Gebäude errichtet, in Kleinbasel ein Schulhaus (jetzt Rheingasse Nr. 86) gekauft. Die Errichtung einer weiteren Mädchenschule beim Münster fällt in eine spätere Periode; ebenso die im Reorganisationsplan in Aussicht genommene Erweiterung der Mädchengemeinschaftsschule um eine sogen. Realabtheilung. Mit der Erwerbung der neuen Schullokalitäten geschah gleichzeitig die Anstellung von strebsamen, tüchtigen, für ihren Beruf begeisterten Lehrern und von Lehrerinnen. Mit ihnen zog ein neuer Geist in die bisher verwahrlosten Mädchenschulen ein, und dieselben nahmen einen bisher ungeahnten Aufschwung.

Freilich war damals nicht jedermann in Basel geneigt, diesen Aufschwung, den das gesammte Schulwesen nahm, zu würdigen und das Gute an allen diesen Neuerungen anzuerkennen. Der Bürger, dem gegen alles Ungewohnte und Fremde eher eine passive und abweisende Haltung einzunehmen zur andern Natur geworden war, betrachtete alle die mit der Umgestaltung des Schulwesens verbundenen Änderungen mit keineswegs freund-

lichen und wohlwollenden Blicken. Es ist uns hierüber das Urtheil eines solchen Mannes in den handschriftlichen Aufzeichnungen hinterlassen, welche in zwei großen Folianten Begebenheiten und Erlebnisse aus dem Ende des vorigen und aus dem Anfang dieses Jahrhunderts enthalten. Diese Aufzeichnungen rühren von Magister Heinrich Munzinger her, einem Manne, der sich wohl zwanzigmal um eine freigewordene Schulstelle in der Stadt beworben, die Gunst des Looses aber niemals erfahren hatte. In den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts hatte er in seiner Wohnung am Spitalsprung (jetzt Münsterberg Nr. 4 und 6) eine Privatschule für Knaben bemittelter Eltern errichtet und ließ im Gefühle einer behaglichen, sorgenfreien Existenz die großen und kleinen Zeitereignisse und Weltbegebenheiten an sich vorüberziehen, sie hie und da mit scharfen satirischen Bemerkungen begleitend. Natürlich ziehen die Veränderungen im Schulwesen seine Aufmerksamkeit in besonderem Grade auf sich, und er läßt seinem bitteren Sarkasmus mit Vorliebe auf diesem Gebiete freien Lauf. Er ist froh, daß er sich nicht von Erziehungsräthen, Pfarrern und „Hanharten“ braucht herumhüdeln zu lassen. Besonders schlecht zu sprechen ist er auf die ausländischen Professoren und auf die neu angestellten Schulmeister („Lehrer wollt' ich sagen, denn Meister gibt's jetzt keine mehr; die Erziehungsräthe sind allein Meister über Buben und Lehrer“). Als eine kleine Probe von seiner Anschauung der pädagogischen Neuerungen möge folgender Abschnitt dienen: „Anno 1821 wurden die Hauptmauern der Knaben- und Mädchenschulen am neuen Steinenberg und die der Münsterschule am Luftgäßchen aufgeführt. Der Platz von allen drei neuen Schulhäusern war vorher Gartengeländ. Möchten nur jetzt die lebendigen, jungen Pflanzen so gut gedeihen, wie vorher Grüns, Peterli und Körbelkraut! Doch wie viel Großes und

Herrliches läßt sich nicht von der Regeneration unserer Universität und unseres Schulwesens erwarten! Man giebt sich alle Mühe, beides in Flor zu bringen. Da werden fremde Meister und Gesellen von nah und fern verschrieben: die alten Professoren werden abgedankt, und Deutsche statt Schweizern lehren jetzt die vaterländische Geschichte und das schweizerische Staatsrecht. Statt der abgedankten Magister haben wir jetzt und zu Jugendlehrern Modelstecher, Nadler und Hästlimacher, Sattler, abgedankte Soldaten und Ehren-Kantonsbürger; die müssen alle nach dem Takt der Pestalozzi'schen oder pestilenzischen Pfeife tanzen. Man darf da nur am Schnürchen ziehen, so geht's wie bei den Drathpuppen, alles ohne Stockprügel und Ohrfeigen.“

So wurde die Sache damals beurtheilt. Heute aber dürfen wir mit freudiger Genugthuung darauf hinweisen, daß Basel es war, welches zuerst in der Schweiz mit der Umgestaltung und Verbesserung des Schulwesens im ganzen Umfange seines Kantons allen Miteidgenossen mit gutem Beispiel vorgegangen ist. Haben doch selbst spätere Gegner den Anstrengungen für die Hebung des Schulwesens, welche in unserm Kanton in den der unglückseligen Trennung vorangehenden beiden Jahrzehnten sind gemacht worden, ihre Anerkennung nicht versagen können, und nur die durch die Leidenschaft verblendete Parteilichkeit einer politisch aufgeregten Zeit, der die Unbefangenheit des Urtheils abhanden gekommen, hat es versucht, die schönen Neugestaltungen jener Tage zu verkleinern und zu bemängeln.

Wenn aber heute unser Schulwesen auf einer Stufe steht, daß es sich getrost mit demjenigen jedes andern Schweizerkantons darf vergleichen lassen; wenn gegenwärtig die bedeutendsten Ausgaben unseres kleinen Gemeinwesens dem Erzie-

hungswesen zu Gute kommen; wenn wir endlich mit Freude und Dank auf die Entwicklung unserer Schuleinrichtungen hinblicken, welche in mehrfacher Hinsicht auch für weitere Kreise als mustergiltig dastehen, dann geziemt es sich, dem Gefühl der Dankbarkeit den Männern gegenüber Ausdruck zu geben, welche den Boden für diese Schöpfung geebnet und es möglich gemacht haben, daß in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume der Schritt von höchst unbefriedigenden zu den gegenwärtigen Zuständen hat können gethan werden.
